



«Wir sind froh, wenn wir reden können»

Was meint ein Betroffener zur Studie über das Leben auf der Gasse?

Fridolin Wyss,

Geschäftsleiter des

Vereins Kirchliche Gassenarbeit, hat mit Daniel* darüber gesprochen.

Daniel hat zurzeit keine eigene Wohnung; er ist ein treuer GasseChuchi-Benutzer.

Für ihre Studie haben Yolanda Mathys, die Leiterin der GasseChuchi, und ihre Kollegin fast hundert Leute befragt. Auch du wurdest von Yolanda befragt. Nun liegen die Resultate der Studie vor. Erstaunen sie dich?

Daniel: Ja, ich hätte nicht gedacht, dass fast die Hälfte der Leute entweder keine Wohnung hat oder erst seit einer kurzen Zeit in der jetzigen Wohnung ist. Ich glaube, dass dieses Problem zugenommen hat. Wenn man keine eigene Wohnung hat, wie ich jetzt, dann kann man kaum einer Arbeit nachgehen. Es wäre besser, wenn das Sozialamt selber Wohnungen hätte, die es vermieten könnte. Heute bezahlt das Sozialamt 820 Franken für eine kleine Wohnung, die kaum 500 Franken wert ist. Da könnte das Sozialamt sparen.

Die Studie sagt, dass es aufsuchende Sozialarbeit braucht, also Streetworker. Was hältst du davon?

Daniel: Das braucht es nicht. Wenn ich mit jemandem reden will, dann kann ich zu einem Teamer



Ein Beratungsgespräch auf gleicher Augenhöhe ist für Leute auf der Gasse von grosser Bedeutung (gestellte Szene).

Bild: Fotolia

(Teammitglied der GasseChuchi) gehen. Hier werde ich unterstützt.

Es gibt doch auch Leute, die den Weg in die GasseChuchi noch nicht gefunden haben. Wären für sie Streetworker wichtig?

Daniel: Das kann ich mir gut

vorstellen. Wenn einer nach Hilfe schreit, dann braucht er ein offenes Ohr. Leute, die nicht in die GasseChuchi gehen, gestehen sich selber noch nicht ein, dass sie wirklich süchtig sind. Mit ihnen zu reden, kann ihnen vielleicht helfen, dass sie sich ihre Suchtkrankheit eingestehen.

Was wären für dich die Ziele der aufsuchenden Sozialarbeit?

Daniel: Das Wichtigste wäre, dass wir das Vertrauen zum Streetworker haben. Wir müssen sicher sein, dass er wirklich für uns da ist und auf unserer Seite steht. Er darf nichts, was wir ihm sagen, gegen uns verwenden. Dann kann ich mit

gutem Gewissen jemandem sagen: Geh doch zum Streetworker, der unterstützt dich wirklich. Dann muss der Streetworker auch wirklich Zeit haben und nicht auf die Uhr schauen und sagen, dass er in fünf Minuten Feierabend hat. Wichtig ist auch, dass er mit uns gut sprechen kann. Wenn einer zu mir sagt: «Ich würde das so machen», dann finde ich das überheblich. Er sollte fragen: «Was willst Du tun? Wir finden dann schon die Lösung.» Ein Problem ist auch, dass wir es oft vermeiden oder verdrängen, über unsere Probleme nachzudenken. Da kann ein Streetworker uns helfen, über die eigenen Probleme nachzudenken und sie nicht zu verdrängen. Wir sind sehr froh, wenn wir reden können.

Zwanzig Prozent der Leute, die an der Studie mitgemacht haben, können heute keine Leistungen von der Krankenkasse beziehen. Woran liegt das?

Daniel: Nicht selten wird einem von Sozialarbeitern Druck gemacht: «Wenn du nicht ...», dann werden die Leistungen gekürzt. Sucht ist eine Krankheit. Da darf man keinen Druck machen. Mit Druck geht man nicht auf das Bedürfnis der Suchtkranken ein. Man muss Süchtige anders behandeln als Nichtsüchtige. Süchtige sind vorwiegend depressiv verstimmt. Man muss ihnen immer wieder eine neue Chance geben.

Es ist natürlich auch eigenes Verschulden möglich, dass man keine Leistungen mehr beziehen kann. Ich habe auch schon mal längere Zeit nicht mehr einbezahlt und dann den Versicherungsschutz verloren. Das macht man, weil die Sucht absoluten Vorrang hat.

Daniel, ich danke dir vielmals für das offene Gespräch.

Interview Fridolin Wyss
*Name geändert

Gedanken zur K&A GasseChuchi

Die Konsumationsräume sind notwendig. Doch die Bedürfnisse der Chuchi-Benutzerinnen und -Benutzer dürfen dabei nicht vergessen werden.

Auf der Frontseite der Luzerner Zeitung vom 16. März ist die Überschrift zu lesen: «Neuer Fixerraum ist bereits zu klein.» Im Text zur Schlagzeile dann die Info, dass unter dem kantonalen Gesundheitsdirektor Markus Dürr ein Konzept zur langfristigen Finanzierung der Betriebskosten erarbeitet werde, unabhängig von den 600 000 Franken Baukosten, welche die Stadt Luzern übernehmen will. Ein echter Brüller angesichts des steinigen Wegs, den diese Einrichtung gehen musste, ehe sie in der heutigen Form als K&A GasseChuchi – entgegen aller Prophezeiungen – zu funktionieren begann.

Droge macht dünnhäutig und aggressiv

Was durch die Erfolgsgeschichte der Konsumationsräume eindeutig verloren ging, ist ein gewisser Komfort in der GasseChuchi. Der für das Provisorium benötigte Platz bewirkte, dass es enger geworden

ist. Die tschillig-familiäre Atmosphäre wich einer gewissen Hektik – und Aggression, leider. Die veränderten Konsumgewohnheiten, weg von den Opiaten hin zum als Freebase gerauchten Koks, tragen das Ihre zur Situation bei. Viele der «Baser» sind häufig sehr dünnhäutig, gereizt und aggressiv. Die Droge laugt in erster Linie die Psyche aus, treibt Adrenalin ins Blut, jagt dich schnell auf 180. Der Effekt hält nicht lange an, die Gier schreit schon nach einer knappen halben Stunde nach mehr. Ein Sättigungsgefühl stellt sich niemals ein. Und das ganze «Flash» klingt schliesslich in einem veritablen Deproloch aus... Ein Psychofick sondergleichen.

Dank dem eingangs erwähnten Erfolg auf der politischen Ebene ist, was den engen Raum betrifft, Besserung in Sicht: Voraussichtlich werden das Provisorium im Obergeschoss des Hauses aufgehoben, eine Etage aufgestockt und die definitiven Konsumationsräume dort untergebracht. Dies wird den Platzmangel mindern und zu einem angenehmeren, entspannteren Klima in der Chuchi beitragen. Ich hoffe sehr, dass diese Pläne baldmöglichst realisiert werden.

Ein Ort für abstinente Süchtige

Ja, dies ist auch ein Playdoyer für all jene, die, vom exzessiven Drogenkonsum her kommend, einen (Teil-)Ausstieg geschafft haben und in der GasseChuchi einen Ort gefunden hatten, an dem sie Erfahrungen austauschen, Kontakte knüpfen oder einfach Beziehungen pflegen und Freizeit verbringen konnten, ohne mit Konsum und Deal in direkten Kontakt zu kommen. Durch die Präsenz der Konsumationsräume hat sich in diesem Punkt natürlich Grundlegendes verändert.

Dies zu verurteilen liegt mir fern! Das Bedürfnis nach einem Ort, an dem auf saubere und stressfreie Art Drogen konsumiert werden können, ist mit den aktuellen Frequenzen zur Genüge belegt. Vielmehr möchte ich mit meinen Beobachtungen zu einem weiterführenden Projekt anregen. Es wäre wünschenswert, auch für abstinente Süchtige – jeder Club kennt ja den Status der Passivmitglieder – einen Ort zu haben, an dem sie ihren Interessen und Bedürfnissen nachleben können, ohne wieder in Versuchung zu geraten.

Andi C.



Das Zusammensein in gemütlicher Atmosphäre muss möglich sein.

Bild: GaZ